



Der Spiegel

für Kunst, Eleganz und Mode.

Dreizehnter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit Postversendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten Kupferabdrücken
5 fl. u. postfrei 6 fl. C.M. — Man pränumeriert im Kommissionsamt zu Ofen (Festung, außerhalb
des Wasserthors), in E. Willers u. J. Wagners Kunsthandl. in Pesth u. bei allen k. k. Postämtern.

71.

Mittwoch, 2. September.

1840.

Der Spieler.

(Fortsetzung.)

Tobias nickte mit dem Kopfe, nahm Pinsel und Palette zur Hand und fing ganz ordentlich, vernünftig an zu malen. Genovesa saß lange; sie holte ihre Arbeit heraus und wollte nun sehen, was er gemalt habe. „Noch nicht!“ sagte er abweisend. Sie setzte sich wieder, er arbeitete rascher, immer eifriger, sah dann sie und das Bild lange prüfend an, klatschte in die Hände und rief: „Nun seh!“ — Genovesa sprang auf, sah hin und stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Sie traute ihren Augen nicht und stand wie vom Blitz getroffen. Erschöpft sank sie auf den Stuhl und schluchzte und weinte lange. Tobias kümmerte sich nicht um sie; er schien nur für sein Bild Augen zu haben. Und welches ein Bild war das! — Den Hintergrund deckte schwarze Wolkennacht, die nur hier und da wie von halbdurchbrechendem Sternenscheine erhellt war; nur auf der rechten Seite zeigte sich eine vom Sturm zerrissene Wolkennasse und ein klauer Streifen Himmel, und in diesem Sturmgewoge schien eine Blume, nichts als eine kleine Blume, hin und her getrieben zu werden. Und das sollte Genove-

fas Portrait sein! Die Blume glich einer Lilia, sie war so gespenklich bleich, so vom Sturm zerrissen, die Blätter hingen kaum noch am Stängel! — Und glich Genovefas Schicksal nicht dieser Lilia in der Sturmnacht? Die Arme war bis ins tiefste Herz bewegt.

Dieser Versuch bildete einen Wendepunkt in Tobias Krankheit, denn von der Stunde an bekam er wieder Lust am Malen. Den ganzen Tag saß er in seinem Atelier; nur war es auffallend, daß er sich jedesmal beim Arbeiten mit lächerlicher Sorgfalt einschloß und schon angst wurde, wenn Genovefa nur leise andeutete, daß sie doch gern einmal ansehen möchte, was er treibe. Sie dachte, er arbeite gewiß ins Blaue hinein, ohne Maas und Ziel, ohne einen Grundgedanken; er schaffe nicht, sondern spiele auf der Leinwand wie die Kinder auf dem Papier. Dennoch wurde Genovefas Neugier immer größer, je mehr Tobias Absonderungssucht und Eifer wuchs. Eines Tages war ihr der Zufall günstig, sie schlich in die Werkstätt und verbarg sich hinter dem Vorhange, welcher vor einem alten lebensgroßen Gemälde hing. — Bald darauf hörte sie den Wahnsinnigen die Treppe herauf kommen, sorgfältig das Schloß an der Thür untersuchen und aufschließen. Jetzt schlich er mit schlaudem Lächeln an das große Delgemälde, rieb sich fröhlich die Hände, zog dann leise die Leinwand, mit welcher er das Bild vorsichtig behangen hatte, zurück und betrachtete sein Kunstwerk mit sichtbarstem Behagen. Genovefa fürchtete, sich zu verrathen und stand deshalb lange lauschend hinter ihrem Versteck; als der Wahnsinnige sich aber endlich hinsetzte und im Anschauen seines Gemäldes ganz versunken war, schlich sie auf den Lehnen hinter seinen Stuhl und betrachtete das geheimnißvolle Gemälde. Sie stand und sah und ihre Augen füllten Thränen, denn sie hatte ein wirkliches Kunstwerk von tiefergreifender Wirkung und hoher Originalität, welche hart auf der Linie zwischen kühner Größe und bizarrer Uebertreibung stand, vor sich. — Das ganze Gemälde stellte einen Spieltisch dar. Kein Zug war dem Beobachtungsgenüsse des Künstlers entgangen; die Lebenswahrheit der Figuren, die Ortseigenthümlichkeiten, das Charakteristische in den Nebendingen, welche zum Ganzen beitrugen, Alles ging zu einer ergreifenden Totalwirkung in einander. Das Bild zeugte von merkwürdig scharfer Beobachtung und Naturwahrheit. In den Lichtwirkungen und einzelnen Bizarrerien gehörte es der Rembrandtschen Kunstrichtung an. — Von der einen Seite des Gemäldes bis zur andern zeigte sich eine Spielergruppe, welche gedrängt, gedrückt und kaum athmend vor einem Spieltische stand. Das Bild versetzte in die Stimmung, welche jeden ruhigen Beobachter, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, befällt. Die unseligen Spieler! man sah es ihnen an, wie dem einen die Angst die Kehle zuschnürte, wie jener mit teuflischem Behagen seines Gewinnes gewiß zu sein schien, wie der Dritte in stiller Wuth die Zähne zusammenbiß und dem Vierten vor Verzweiflung das Herz erbehte. Auf dem Tische lagen Karten, Banknoten, Goldbaufen. So eben war dem Tailleur der Spruch entfahren: „Rien ne va plus; le jeu est fait!“ — Noch eine Minute weiter und seine langsame, schnarrende, monotone Stimme rief das bedeutungsschwere: „Noire perd, rouge gagne!“ — — —

Tobias saß lange bewegungslos vor der Leinwand. Jetzt nickte er mit dem Kopfe, suchte in der Westtasche, nahm einige Kupfermünzen, warf sie mit schauzigernstem Gesichte auf den gemalten Tisch und that ganz als ob er spiele, als

ob das Kupfergeld so gut Gold sei, wie die Goldhaufen, die er hingematt hatte; als ob die Figuren lebten! Nun schien er lange gespannt zu warten — er war im Geiste vor dem grünen Tische in der Hölle des Palais Royal. — Genovesa fühlte schmerzlichs tiefes Mitleid mit dem armen Wahnsinnigen und konnte endlich nicht mehr an sich halten. Sie klopfte dem Träumer leise auf die Schulter, legte den Arm um seinen Hals und fragte schluchzend: „Tobias, was machst du denn?“ — „Hm, was Tobias macht? . . . er spielt!“

Genovesa klagte einer Freundin ihre Noth und bald war die Stadt voll von dem seltsamen Gemälde des „verrückten Tobias“; man wollte das vielbesprochene Bild doch sehen und sich mit eigenen Augen überzeugen, was an dem Gerede sei. So geschah es denn, daß ein reicher Kunstfreund, theils aus wirklichem Interesse an der merkwürdigen Schöpfung, theils aus Mitleid mit dem Unglücklichen und der beklagenswerthen jungen Frau, für das Gemälde eine namhafte Summe, ein kleines Vermögen bot. — Genovesa wollte von dem Auerbietenden anfangs nichts hören, denn sie fürchtete, Tobias möge in seine frühere Apathie zurücksinken, wenn das Gemälde fortgebracht würde; doch endlich gewann der Gedanke bei ihr die Oberhand, daß es vielleicht möglich sei, durch diesen unverhofften Gewinn Mittel und Wege zu bekommen, um tüchtiger Aerzte Hilfe für Tobias Heilung in Anspruch nehmen zu können. Nun wurde ihr der Rath gegeben, sie solle mit dem Geisteskranken reisen und sehen, ob die Zerstreuungen und Wechselfälle des Wanderlebens nicht anregend und stärkend auf ihn wirkten. — Genovesa nahm ihren Muth zusammen, verkaufte das Gemälde, wie Alles, was Geldeswerth hatte und ging mit dem geistigblinden Vater auf Reisen.

Sie fuhr mit Tobias den schönen Rhein hinauf, machte in Deutschland mehrere Abscheer, besuchte dann die Schweiz und ging nach Italien. Aber weder die reizenden idyllischen, noch die hochromantischen Wunder der Natur, weder interessante Fremde, noch Reiseunfälle, weder die Schweizerseen mit ihren Stürmen, der Rheinfall mit seinen Donnern, die altherwürdigen Städte mit ihren Domen und Kunstschätzen — weder Lärm noch Ruhe, weder Geruch noch Einsamkeit, nichts schien auf Tobias gelähmte Geisteskräfte einzuwirken. Er benahm sich still, schüchtern und tändelnd wie ein unmündiges Kind. Wenn Genovesa ihn auf diese oder jene Schönheit mit beredter Stimme aufmerksam machte, so starrete er hin und deutete höchstens durch ein Lächeln an, daß die Wirkung des Angeschauten wenigstens leise die Oberfläche seines, wenn ich so sagen darf, überfrorenen Geistes berühre. Ihn einmal bis in die Tiefe des Herzens aufzuregen, ihn durch Freude oder Schrecken zu ergreifen, war und blieb ein Ding der Unmöglichkeit; sein Gefühl für die Außenwelt schien unheilbar abgestorben zu sein.

Lucca ist das italienische Baden, der Sammelplatz der reiselustigen europäischen Aristokratie, der Aufenthaltort der Geschäftselosen, der eingebildeten Kranken, der Geld- u. Zeitverschwender, der Abenteurer, Spieler und lebenslustigen wie lebensmüden Touristen. Das Bad gibt dem Treiben einen Namen, aber die Bälle und Gesellschaften, Konzerte und Lustfahrten, Intriguen und Liebchaften, Lebensromane, Moulette und Trente et quarante sind die Hauptsache. — Also wieder das Spiel; allenthalben, wo des lieben Gottes Gnade sich in ihrer höchsten Glorie verkündet, des Teufels Kapellen: welche gottloser Hohn gegen den Himmel, welche Schmach und Schande für die Menschheit!

Genovesa schanderte und wollte auf der Stelle weiterreisen; es war zu spät. Nun Tobias wieder Spieltische und Spieler sah, war er nicht mehr zu halten. Sie zog ihn fast mit Gewalt aus dem Spielsaale fort; da widersezte er sich, zum ersten Male seit seiner Geistesabwesenheit, klammerte sich wüthend an die Thüre des Saales und schwor, er wolle in Lucca bleiben, so lange es ihm gefiele und werde, wenn es sein müsse, Gewalt mit Gewalt vertreiben. — Was war zu thun? Genovesa fügte sich in die wunderliche Laune ihres Gatten, wie man dem Eigensinne eines Kranken Kindes nachgibt und freute sich auf der andern Seite zugleich, daß ihn doch endlich einmal etwas aus seiner Trübsallosigkeit aufrüttelte. Aber jetzt galt es, klug und umsichtig zu Werke zu gehen. (Beschluß folgt.)

Der medizinische Hund.

Ninon von Lençois, die in der Geschichte der französischen Gesellschaft eine so eigenthümliche Stellung einnimmt, hatte ein hübsches, kleines Hündchen, dessen Vaterland England war, und das die berühmte Dame von dem nicht minder berühmten Marquis von Worcester zu Geschenk erhalten hatte. — Nicht nur sein schönes Auge, sein buntgeschlecktes, seidenweiches Fell empfahl *Naton*, so hieß er, der Gunst seiner Herrin, auch seine Kenntniße in der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, wie man seit Hufeland jenen Zweig der Medizin, der vor Krankheiten bewahren soll, etwas pomphaft zu nennen pflegt, machten ihn ihr werth. Ward *Ninon* zu Tische geladen, so erschien sie nie ohne ihren kleinen, hübschen *Naton*, ihren beständigen Begleiter, und setzte ihn in ein Körbchen dicht neben ihr Kouvert auf den Tisch. Er diente ihr als Leibarzt, und litt um nichts in der Welt, daß sie sich eine Uebertretung der Diät erlaubte, die ihr einmal zur Regel geworden war, und die ihr zu einem Alter von hundert Jahren verhalf. Die Historiker bemerken, sie habe nie Kaffee und Liqueure getrunken und Ragouts gegessen. Was Liqueure und Ragouts betrifft, so mögen diese wohl ein Leben verkürzen können, der Kaffee aber ist gewiß gesund, und hier darf wohl der *Ninon* gegenüber ein nicht minder geistreicher Zeuge angeführt werden, *Voltaire*, der bei vielen Tausenden von Tassen Kaffee ein so hohes Alter erreichte. — *Naton* ließ, ohne zu murren und seine medizinische Autorität geltend zu machen, Suppe, Mehlspeisen, Gemüse, Braten vorüber; rühte seine Herrin aber ein Ragout an, so knurrte er, sah sie starren an, und hob warnend seine kleine Pfote in die Höhe; nach diesen Warnungen ging auch immer das gefährliche Gerücht unberührt an *Ninon* vorüber. Andere Speisen durfte sie ruhig wieder genießen, erst beim Kaffee merkte *Naton* von Neuem auf, und machte die ernstesten Vorstellungen. — Er selbst lebte auch äußerst mäßig; während des Diners lag er ruhig in seinem Körbchen, und erst wenn die galonirten Lakaien das Dessert herbeibrachten, sprang er auf dem Tische umher, und forderte von den Damen süße Spenden, die ihm auch keine verweigerte. Hatte er lange mit seiner Herrin gestritten und geizfert, wenn diese Miene machte, eine Tasse Kaffee oder ein Gläschen Anisette zu trinken, so konnte sie ihn nur beruhigen, wenn sie ein großes Glas Wasser nahm; dies war das Zeichen zur Versicherung, er liebte sie alsdann und legte sich, ganz stolz über ihre Folgsamkeit,

ruhig nieder. — Einmal machte Ninon eine Reise, die sie eine Woche von der Hauptstadt entfernte, und nahm ihren Hund nicht mit. Raton suchte sie überall mit lautem Gewinsel. Dann legte er sich am Fuße eines Cessels nieder, in dem sie zu sitzen pflegte, und starb dort, nachdem er ihrer drei Tage gewartet hatte. Er ward ausgestopft, und ist noch jetzt im Pariser Naturalientabinette zu sehen. (Europa.)

Die Liebesmühle.

Windisches Volklied.

Es ist vor mir ein Raum, ein flacher Raum,
Auf diesem steht ein Baum, ein grüner Baum,
Ein schöner Apfel an dem Baume hängt,
Der Innen grün und roth von Äpfeln prangt;
Und wie der Apfel, so ist auch mein Lieb,
Vom Auitz roth, im Herzen aber trüb,
Denn eine Mühle sitzt ihr drinn, o Vein,
Die mahlt sonst nichts als wie nur Lieb allein.

Job. N. Vogl.

Sonderbar! *)

Doktor A. beginnt jede seiner Kuren mit ein Paar derben Blutlassungen, er steigert sie bis zum Duzend. — Das Fieber weicht, aber auch oft mit ihm das Leben. — Doktor A. ist, und bleibt der gesuchteste Modearzt. — **Sonderbar!**

Herr B. übersetzt wader drauf los, aus dem Englischen, Spanischen und Deutschen. Er versteht keine Sylbe von diesen drei Sprachen. — **Sonderbar!**

Demoiselle C. hat eine kreischende Stimme, eine barocke Singmethode. Sie findet an den vorzüglichsten Bühnen fortwährend Engagement. — **Sonderbar!**

Das Wasser friert im Appartement des Baron D., er selbst sitzt darin im Mantel, Pelzsal, mit dem Hute auf dem Kopfe. Kutscher, Bedienter und Koch bilden ein Individuum. Baron D. besitzt hunderttausend Lire Einkünfte, und keine Nachkommen. — **Sonderbar!**

Madame E. gilt als Muster ehelicher Treue, und jeden Morgen empfängt sie ein parfümirtes Billet, und jeden Abend einen geheimnißvollen Besuch. — **Sonderbar!**

Der Kompositeur F. bringt seine Oper zur Aufführung: bei der Generalprobe finden sich in den Noten häufige Schreibfehler, er weiß sie nicht zu verbessern. — **Sonderbar!**

Herr G. speist alle Tage in einem andern Hause, und macht regelmäßig in zwölf Stunden vierundzwanzig Bisten: er ist der Allerwelttsfreund: kein Mensch kann ihn leiden. — **Sonderbar!**

Die reizende J. erregt den Neid aller Mütter, die ihre bewacht sie mit größter Strenge. Dreimal die Woche dient die Schöne dem Maler K. als Modell. — **Sonderbar!**

*) Aus dem Mailänder „Echo“ u. der mit vieler Umsicht u. Geist v. H. Bernsteins redigirten Zeitschrift: „Croatia“ in Ugram.

Herr S. wollte ein pikantes Sonderbarpiquenque in die Welt senden. Die Leser werden lächeln, meint er — sie gähnen. — *Sonderbar!*

Bemerkenswerth ist das in einer der neuesten Lokal-Vossen Nestroy's vorkommende Witzwort: Das Geld, welches Brautleute auf ihre Hochzeitfeier verwenden, ist die erste Einlage in die wechselseitige Lebensver bitterungs-Gesellschaft. — *Sonderbar!*

Ansichten. Urtheile. Begebnisse.

Mignon-Beitung.

Paris. Ein französisches Blatt bringt folgenden, nicht übeln Scherz: Hr. Scribe konnte der Lust, sich magnetisiren zu lassen, nicht widerstehen. Als er nach drei Stunden eines ziemlich unruhigen Schlafes erwachte, brachten ihm seine Freunde ein fertiges Lustspiel, das er während seines Schlafes diktirt hatte; man hatte nämlich die Vorsicht gebraucht, einen Schnellschreiber an sein Lager zu setzen. Scribe gestand ein, der Plan zu diesem Lustspiele habe ihn seit einigen Tagen beschäftigt.

London. In Chelsea war am 17. August ein Fest zum Besten der Polen. Viele ausgezeichnete Personen fanden sich hier versammelt. Hr. Green stieg bei dieser Gelegenheit mit Herrn Macdonnell in einem Luftball auf, wobei die Luftfahrer beinahe verunglückt wären. Sie waren etwa 1500 Fuß hoch, als Hr. Green herunter steigen wollte; der Kahn aber schlug um, und wenig fehlte, und die Beiden wären von einer Höhe von 200 Fuß heruntergestürzt. Sie wurden eine weite Strecke fortgetragen, und nach einem langen Wege fast über die Oberfläche des Bodens hin hielt der Luftball endlich bei Rainham in der Grafschaft Essex still.

Etwas von Allem. Ein neues Lustspiel von der Prinzessin von Sachsen: „Die Stiefsochter“, hat im Wiener Burgtheater gefallen. Saphir sagt

darüber im „Humoristen“ sehr geistreich: „Ein glattes, faltloses, nettes, leinenes Sonntagsgewand. Kein Aufpuß, keine Bordüre, keine Blumen, aber Alles sitzt eng und knapp, wie angemessen, schließt wie angegossen, paßt überall ganz allertieft und sitzt recht bildsam.“

— In Breslau wird ein neues Theater gebaut, das 1600 Menschen wird fassen können. — Auch in Philadelphia hat man dem Gutenbergschwindel durch Festivitäten gehuldigt; aber versteht sich die dort anwesenden Deutschen. — Die in Europa einst so viel Aufsehen gemachten stamessischen Zwillinge (zusammengewachsen) leben jetzt in Nord-Carolina, in Amerika, und befinden sich als Landwirthe (?) sehr wohl. — Der letzte Seemann, der mit dem berühmten Cook die Reise um die Welt machte, Namens William Doyle, ist so eben in Greenwich, 84 Jahr alt, gestorben. — Mayerbeers neueste Oper heißt: „der Prophet“; sie soll aber erst, „wenn keine Hindernisse eintreten“, zu Ende 1841 gegeben werden. Sie hat fünf Akte und ihre übergroße Länge dürfte ihr wie den andern Opern dieses Meisters nicht zum Nutzen gereichen. — Der Sänger Breiting gab am 22. Aug. ein Konzert in Wiezbaben. — Aus Wien schreibt man uns, daß sich jetzt daselbst die Kunstreitergesellschaft Turniaire-Obella mit vielem Beifalle sehen läßt. Obwohl sie keinesweges die in gutem Andenken stehende Guerra'sche Gesellschaft erreicht, so übertrifft sie doch bei weitem die un-

längst
und
Dum
nahm
te
Wien
von
York
Mai
Kusw
die
Erst
den
über
selben
auch
nämli
seiner
Wien
szität
ein
König
Ludwi
tende
gung
nige
souci
Her
Besten
in
spieler
überha
steuern
gierun
ter ein
sich m
Knecht
bei die
ginelle
abgefü
wurde
poge
schon
berühn
gutes
sehen
fagte

längst abgegangene höchst mittelmäßige und schülerhafte Gesellschaft des Herrn Dumos, die sich durchaus keine Theilnahme erwerben konnte. — Der bekannte Pantomimenmeister Schadezky in Wien, ist so eben in dem hohen Alter von 94 Jahren gestorben. — In New-York trafen in dem Zeitraum vom 15. Mai bis 15. Juni mehrere Tausend Auswanderer aus Europa ein, wovon die Hälfte Deutsche waren. — H. W. Ernst wurde in Wien von seinen Freunden mit einer prächtvollen Reisechatouille überrascht. Jedes einzelne Stück in derselben trägt außer der Namenschiffre auch das Wappen des großen Virtuosen, nämlich einige Takte aus verschiedenen seiner Werke. — Im Theater an der Wien hat wieder ein Scholz'sches Benefizstück, betitelt: „der Menschenfresser“, ein kanibalistisches Fiasko gemacht. — Der König von Preußen hat dem Dichter Ludwig Tieck in Dresden eine bedeutende Pension unter der bloßen Bedingung bewilligt, daß er jedes Jahr einige Monate im Königl. Schlosse Sanssouci verlebe. — In Prag veranstaltete Herr Kinderfreund ein Konzert zum Besten der durch Feuer Verunglückten in Baja, wobei der berühmte Violinspieler Glys mitwirkte. — Um der überhand nehmenden Duellwuth zu steuern, hat die nordamerikanische Regierung ein Mandat erlassen, daß Jeder, der eine Herausforderung ergehen läßt, sich mit dem Scharfrichter und dessen Knechten schießen müsse, die noch nebenbei die ersten Schüsse haben. Diese originelle Idee hat die Duellwuth etwas abgekühlt. — In Hamburger Blättern wurde neulich gesucht: „ein grüner Page mit einem messingenen Käfig, der schon einige Worte sprechen kann.“ — Ein berühmter Trinker sagte: „Wenn ich gutes Bier habe, so lasse ich das Wasser stehen und trinke Wein.“ — Jemand sagte einem Bekannten: „Wo sind Sie

jetzt?“ (Er meinte in welchem Gasthose). „Beim Dohsen“, war die Antwort. — Ein Reisender, welcher mit dem Dampfsboot Britannia von Boston nach England kam, legte vom 18. Juli bis zum 14. August auf Kanälen, Landstraßen, Eisenbahnen und Dampfschiffen 5921 engl. Meilen oder täglich 219 $\frac{1}{2}$ Meilen zurück. — Bei Toulouse sind am 17. v. M. mehrere Pulvermühlen in die Luft gesprungen; mehrere Menschen kamen um's Leben; der Schaden beträgt mehr als 100,000 Frankl. — Der bekannte Scharfrichter Sanson zu Paris, ist vor einigen Tagen, 73 Jahr alt, gestorben.

Fokal-Beitrag.

Theatralisches. Am 31. v. M. fand im Nationaltheater die Wiederholung der neuen Oper: „Bätor Maria“ vom Kapellmeister Ertel statt. Das Haus war sehr voll. Die eben so liebliche als originelle Musik, die durch und durch den nationalen Typus an sich trägt, erhielt allgemeinen und gerechten Beifall. Hr. Ertel verdient die Anerkennung aller patriotischen Kunstfreunde, da er ein Werk lieferte, die der heimischen Kunst zur wahren Stütze gereicht. Gewiß wird diese Oper neben den ersten ausländischen musikalischen Erzeugnissen mit Ehren seinen Platz auf dem Repertoire dieser Nationalbühne behaupten. — Die Ausführung war im Ganzen sehr gelungen. Vorzüglich legte die liebliche u. höchst talentvolle Sängerin, Dem. Marie Felber, in der Hauptpartie die schönsten Belege ihres löblichen Fortschreitens ab. Sie sang mit Gefühl und Ausdruck; ihre Verzierungen u. ihr Vortrag zeigen von weit vorgezügelter Kunstbildung. Auch im Spiel benimmt sie sich mit Anstand und edler Haltung und schreitet nicht aus den Marken der Höflichkeit und Ruhe heraus. Sie erhielt großen Beifall und ward mehrere Mal gerufen. Möge sie größere Beschäftigung an dieser Bühne finden, und es würde der letztern bald zu ihrem Besize zu gratuliren sein. — Die H. H. Conti, Ertel, Baray, Szendabely verdienen wegen ihren schönen Leistungen lobende Erwähnung. Die Ausstattung der Opera ist brillant.

Ferko.

Benefiz. (Oper Arena.) Sonnabend, den 7. d., hat Dem. Julie Feigy ihre

Einnahme, bei welcher Gelegenheit die sehr unterhaltende Posse: „Der Schneider und seine Töchter“ vom Verfasser des „Rauchschützen“, Musik v. Hebenstreit, gegeben wird. — Die talentvolle, jugendliche Benefiziantin, die als Anfängerin im Fache der Lokalfängerinnen manche beifällige Anerkennung findet, dürfte wohl durch reichlichen Zuspruch aufmunternde Theilnahme erhalten.

—
Strassen-Musik *). Eine der stügendwerthesten Arten privilegirter Bettelerei, die man mit Feuer u. Schwert ausrotten sollte, ist das Handwerk der Strassen-Musikanten, nicht minder unverschämte, nur weniger das Menschenthum entwürdigend, aber bei weitem lästiger, als jede andere. Fechnerlei Banden durchziehen die Stadt, jede Straße schreilt von schrecklichen Mistönen in noch schrecklicherer Abwechslung, oft gar im geruchlichen Doppel-Konzert widerstreitender Melodien u. gegeneinander heulender Instrumente. Diese Ohrenqual, der Schrecken aller Kopfarbeitenden, aller Kranken u. Reizbaren, wirt Dich Morgens aus dem Schlafe, verfolgt Dich nach allen Richtungen, bei allen Verrichtungen am Tage, begleitet Dich in's Bett zu Nacht. Zwölf Tage lang bist Du ärger daran als Senf, den man doch nur stündlich aus seiner Ruhe schreckte. Wo Du Dich zeigst, selbst am Fenster Deiner verschlossenen Wohnung, ercilt Dich das bettelnde Notenblatt und der Dich zu Kontributionen zwingende Teller. Nicht genug, daß du endlos gequält wirst, Du mußt noch Deine Quäter bezahlen. O verkehrte Humanität! buntscheltiger Philantropismus! Der lästigste Bettler ist loyal, weil er eine Geige oder ein Horn statt einer Krücke führt.

Die wandernden Leierlaken Berlins (Pechbö) sind weltberühmtes Sprichwort geworden, aber man gewöhnt das Einförmig-tägliche am Ende wie die Huderlinglichter der Sommerliegen. Zudem verletzt die Strassen-Regel wenigstens nicht mit Mistönen unser Ohr, wenn sie uns auch mit ihrem Einzeltel langweilt und ermüdet. Da weiß man schon jeden Morgen sein unausweichliches Schicksal: Um neun Uhr den „Reiter und sein Liebchen“, um zehn Uhr den „Säger-Thor“ aus dem „Freischütz“ oder

*) Für Berlin geschrieben in dem „Gesellschaftler“, aber auch sehr gut für Pechbö anwendbar.

die weltbekannte, den Römern verderbendrohende Arie der „Norma“; nach Tisch den „theuren Lagenta“ u. Abends das Schiummerlied aus der „Stimmen“ oder „Betravands Abschied“ hören zu müssen, u. man ist darauf gefaßt und erträgt es um Gottes willen. Aber die Musik-Anstalten der Provinzialstädte, besonders zur Zeit ihrer Jahrmärkte, zu ertragen, dazu gehört eine abondance de patience und eine Pietät, die wohl nur Wenige besitzen.

Du sitzt beim Arbeitstische, im traulichen Gespräche oder geschäftigen Nachdenken, oder du liest ein notwendiges oder unterhaltendes Buch — plötzlich erschallt es am Ende der Straße von drei Hörenen und zwei Klarinetten. Ein Galoppwalzer, denn Du bist zum Etel schon von besten Drehsternern gehört, stört Deine Aufmerksamkeit, Dein Gespräch, Dein Nachdenken. Du legst die Feder, das Buch endlich weg, oder schweigst, da Du Dich in Deinen vier Wänden selbst nicht verstehen kannst. Der Galoppwalzer ist aus und nun beginnt, taktlos, entzuehlig instrumentent, ein tausend Mal gehörter Marsch — darauf noch ein ominöser komponirtes Stuk, und nun — ist's stille. Gottlob! Du setzt Deine Verrichtung fort. Aber die Lawine wälzt sich näher. Der Galoppwalzer beginnt wieder, jetzt nur noch lauter, der Marsch, das ominöse Musikstuk folgen. Endlich! schweigst das Katzen-Konzert wieder, aber sogleich ertont der Galoppwalzer von Neuem und jetzt unter Deinem Fenster. O Polyhymnia und alle ihr neun Musen! Geud! Geud! Der Marsch geht zu Ende; jetzt nur noch das ominöse Stuk — auch dies ist jetzt vorüber. — Stille! — Gottlob! — Es klopf an Deine Thue; ein Notenblatt läßt sich sehen. Schnell einen Silberroschen! So, nun geht Du athemschöpfend wieder an Dein Geschäft.

Ein Individuum vom Gelehrtenstande empfiehlt sich hiemit distinguirten Familien zum Unterrichts der Jugend in Realgegenständen, Naturgeschichte und damit verwandten Fächern. — Genauere Auskunft ertheilt aus Gefälligkeit Herr A. Wentert, Servilltenplatz, im v. Krachenfeld'schen Hause, 3. Etol.

Beilage: „Der Schmetterling.“ Nr. 20.

Halbjähr
5 fl. u.
des Was

72.

Genoves
Theilna
opfernde
aus ein
seiner H
war, de
teressant
Lustpart
biab hen
stesschwä
lachend
zu verli